

Neudeutschland Gau Oberschlesien im Sog der nationalsozialistischen Machtergreifung

Von Josef Stallmach

»Oberschlesien« war Grenzlandgau in der südöstlichsten Ecke des »Reiches«, weit entfernt von den Zentren des Bundes am Rhein, in Bayern und Westfalen, geistig, religiös, auch politisch mitgeprägt von der eigenen Mentalität der Bewohner dieses »Landes unterm Kreuz« (wie es sich in den schweren Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg in mehrdeutigem Sinne nannte). Zusammen mit dem »Odergau« (mit dem Hauptort Breslau) und dem »Sudetengau« (mit dem Schwerpunkt im Glatzer Bergland) gehörte der »Gau Oberschlesien« zur »Ostmark«. Ostmarkleiter war Anfang der dreißiger Jahre Carlo Beyer, der, aus Arbeiterkreisen stammend (was bei uns damals immer eigens vermerkt wurde, eben weil es eine solche Seltenheit darstellte), später als Prälat am Vatikan tätig gewesen und dann als Leiter der Weltcaritas bekannt geworden ist. Der »Gau Oberschlesien«, der 1933 etwa 600 bis 700 Jungen umfaßte, hatte seinen Schwerpunkt in dem unmittelbar an der polnischen Grenze gelegenen Industrieviertel mit den mitgliederstarken Gruppen Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg, die je über 100 Mitglieder zählten. Größere Gruppen gab es außerdem in Ratibor, Neiße, Oppeln. Von der Jesuitenresidenz in Beuthen gingen die geistig-religiösen und anfangs wohl auch die organisatorischen Impulse aus für die Arbeit des Bundes in diesem Gebiet. Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre waren P. Borucki und P. Brosig die – auch bundesweit bekannt gewordenen – Gaukapläne. Geistlich-pädagogisch spielte im Gau auch eine große Rolle der Religionslehrer von Patschkau (»Professor«) Blaschke, der in den ersten Jahren des »Dritten Reiches« dann auch Gaukaplan war. (Bei den Bundestreffen spielte er mit seiner Bratsche zum gemeinsamen Singen auf und war im ganzen Bund als »Tönemester« bekannt geworden.)

Die ND-Gruppen hatten (neben den St.-Georgs-Pfadfindern und der Marianischen Congregation) unter der ganz überwiegend katholischen Schülerschaft der höheren Schulen eine starke Stellung, der gegenüber die HJ (Hitlerjugend) bis zur »Machtübernahme« kaum ins Gewicht fiel. (»Linke« Gruppierungen hat es in diesem Milieu damals offenbar überhaupt nicht gegeben, jedenfalls sind sie mir auf der Schule niemals ins Gesichtsfeld getreten.)

Schlesiens ND war vielleicht stärker als anderswo vom Geist der Jugendbewegung, gerade auch in ihrem romantischen, ganz und gar unpolitischen Zug geprägt. Bis in den Anfang der dreißiger Jahre hinein verband sich mit der (durchaus ernst genommenen) »Lebensgestaltung in Christus« doch auch ein gut Teil Suche nach der »blauen Blume«. In Schlesien hatten Jugendbewegung und »Wandervogel« tiefe Wurzeln geschlagen. Das Jugendhaus in Neiße war eine Pflegestätte des jugendbewegten Liedgutes – Klemens Neumann und sein »Spielmann«, das »Liederbuch für Jugend und Volk« seit 1914 und für Jahrzehnte! – und des Volkstanzes. »Wieviel Lebensbejahung und gottselige Begeisterung ist von der jauchzenden Fiedel des Spielmanns Klemens Neumann ausgegangen! Wenn er mitten unter der jungen Schar stand und zu Lauten- und Klampfenspiel die alten, frohen oder ernsten Lieder spielte oder zu

Volkstänzen und Reigen auf bunter Maienwiese aufspielte, dann leuchteten seine frohen Augen, und ein Glanz ging über sein Gesicht – weder jung noch alt konnte widerstehen, in dem Rhythmus der von ihm ausgehenden Lebensfreude mitzuschwingen« – man muß sich eine solche Beschreibung (im Vorwort zur 10. Auflage des »Spielmanns«) wieder einmal vor Augen führen, um den Wandel in der Mentalität bis zur Jugend von 1986 und ihren Leitfiguren zu ermessen.

Für den »Gau Oberschlesien« war »atmosphärisch« sicher auch nicht ohne Bedeutung die Lage in diesem Grenzland, das von den deutsch-polnischen Auseinandersetzungen, den Abstimmungskämpfen, dem polnischen Aufstand und der (von uns als widerrechtlich empfundenen) Teilung nach dem Ersten Weltkrieg gezeichnet war. Man war nicht nationalistisch, aber doch vielleicht betonter national als in anderen, in ihrer Nationalität niemals in Frage gestellten Gebieten des Reiches. Jedenfalls wollte man hier sich in seinem Deutschtum nicht leicht von jemandem übertreffen lassen. Auch den Bund verstand man wohl betonter als anderswo als »Neudeutschland«. So konnte man z. B. auch mit innerer Zustimmung, ja Begeisterung sich eine so große (heute für viele wohl überhaupt nicht mehr nachvollziehbare) Parole wie: »Alles für Deutschland, Deutschland für Christus« (die 1934 als Jahreslosung für den Bund ausgegeben worden war) zu eigen machen.

Waren die Oberschlesier bewußt »deutsch« (jedenfalls in ihrer überwiegenden Mehrheit, wie die Abstimmung unter alliierter Kontrolle nach dem Ersten Weltkrieg gezeigt hatte, auch wenn sie z. T. ein für »reichsdeutsche« Ohren recht hart klingendes und mit manchen »wasserpolnischen« Einsprengseln vermisches Deutsch sprachen), so waren sie andererseits jedoch nicht gerade begeisterte Preußen. Dies nicht zuletzt sicher auch deshalb, weil Preußen als Hort des Protestantismus angesehen wurde und die Wunden des Kulturkampfes (wie ich bei Gelegenheit in früher Jugendzeit durchaus noch spüren konnte) noch nicht vernarbt waren. (Die nach außen gewandte Tätigkeit der ND-Gruppen war damals von einem Geist der »Katholischen Aktion« geprägt, der weit entfernt war von allem Ökumenismus – abgesehen davon, daß auch nur das Wort für solche über die eine, damals noch allein als solche anerkannte, Kirche hinausgehenden Bestrebungen unbekannt war.) Es mag auch eine alte, untergründig noch fortwirkende Verbundenheit mit Österreich (zu dem Schlesien bis zur »Einnahme« durch Friedrich den Großen gehört hatte) und dem alten Reich »deutscher Nation« gewesen sein, die den großdeutschen Gedanken – der ja keineswegs erst von den Nationalsozialisten erfunden worden ist – in Schlesien (und auch bei vielen von uns) auf fruchtbaren Boden fallen ließ. Die betont nationale Gesinnung der deutschen Oberschlesier brachte sie in den Anfangsphasen des »Dritten Reiches«, die wie der Versuch einer Befreiung (von dem »Diktat von Versailles«, das gerade auch in Oberschlesien zu schmerzlich empfundenen Folgen geführt hatte) und wie ein großer nationaler Aufbruch erlebt werden konnte, in einen gewissen inneren Zwiespalt. Daneben war es außer der Beseitigung der großen Arbeitslosigkeit vor allem auch der Kampf gegen den »gottlosen Bolschewismus« und gegen die »öffentliche Unsittlichkeit« (auch das war ja propagandistisch ein Programmpunkt des NS!), was die neuen Entwicklungen auch vielen nachdenklichen, wohlmeinenden und selbst politisch versierten Erwachsenen (ganz zu schweigen also von unerfahrenen Jugendlichen, die sich leicht von jeder Welle großer Emotionen mit forttragen lassen) in einem positiven Licht erscheinen ließ. Dazu kam, daß insbesondere seit dem Abschluß des Reichskon-

kordates der Eindruck entstehen konnte, daß sich auch die Kirche mit der neuen Lage zu arrangieren gedachte, was bei dem großen Einfluß der Kirche in der ober-schlesischen Bevölkerung der Festigkeit einer Abwehrhaltung nicht gerade zuträglich war.

Auch nach dem Umbruch wurde es von uns noch als strikte Alternative angesehen: ND oder HJ, und manche, die an sich zum Bund halten wollten, ertrugen es nur schwer, bei diesen neuen Entwicklungen beiseite stehen zu müssen oder sich gar dem Vorwurf »nationaler Unzuverlässigkeit« (wie es damals leicht hieß) auszusetzen. Manche haben auch die Front gewechselt (so profilierte sich etwa der eigentliche Organisator der Hindenburger Gruppe in den zwanziger Jahren und ihr langjähriger Führer später als entschiedener Nationalsozialist in unserer Stadt), und manche haben nach Wegen gesucht, »auf beiden Schultern zu tragen«, insbesondere als das gesamte öffentliche Leben immer mehr »gleichgeschaltet«, die HJ zur offiziellen Staatsjugend erklärt (»Pflicht-HJ«) und auch immer mehr Druck von seiten der Schulen ausgeübt wurde (an manchen Orten durfte bei 100 % Mitgliedschaft der Schüler die HJ-Fahne über der Schule gehißt werden, was zu erreichen auch manchem Schulleiter keine Ruhe ließ). In einer größeren Stadt allerdings wurde nach Zusicherung der Bewahrung einer gewissen Eigenständigkeit eine ND-Gruppe geschlossen in die HJ überführt, wo sie einen eigenen Spielmannszug bildete. Wenn das auch mit der Absicht und der Hoffnung, vom ND zu retten, was noch zu retten war, geschah, so sollte sich das im Endeffekt dann doch bald als Illusion erweisen. Vielfach drängten auch die Eltern auf Eintritt in die HJ, vor allem, wenn der Vater nicht in einem unabhängigen Beruf stand oder sie für das spätere Fortkommen ihres Sohnes fürchteten. Aber eine, wenn auch immer kleiner werdende Schar Unentwegter blieb doch bei den (bald dann eingerollten und wohlversteckten, nach dem Krieg bisweilen wieder hervorgeholten und auf die Flucht aus der Heimat mitgenommenen) Bannern der katholischen Bünde. Namhafte ND-Gruppen blieben jedenfalls (zum Teil auch mit einem Gruppenleben, das sich keineswegs nur auf die »Sakristei« beschränkte, sondern in geschickter Ausnutzung aller Tarnungsmöglichkeiten und im Ausfindigmachen aller in der immer stärker vom NS durchsetzten Gesellschaft verbliebenen »Nischen« auch in den alten bündischen Formen sich fortsetzte) bis zum offiziellen Verbot, das in Oberschlesien erst spät erfolgte bzw. durchgeführt wurde (1938), bestehen. Und auch nach dem Verbot lief man keineswegs einfach auseinander, sondern hielt in Freundeskreisen und »rein religiösen« Gruppen zusammen, man blieb im Kontakt mit den Geistlichen, die damals zum Teil hart bedrängt waren, und über diese auch miteinander. Noch während des Krieges fanden im ober-schlesischen Industriegebiet »Treffen der alten Knochen« statt, zu denen man vornehmlich in der Weihnachtszeit, wenn viele Urlauber in der Heimat waren, in den Uniformen aller Waffengattungen, mit Orden und Ehren- und Verwundetenabzeichen (auch das empfand man als eine Art »Schutzfärbung«!) in Privatwohnungen zusammenkam. Und nach dem Kriege traten viele ober-schlesische Neudeutsche, die durch die Vertreibung in alle Gegenden Deutschlands zerstreut worden waren, wieder in Verbindung miteinander. Sie arbeiteten vielerorts nach Kräften am Wiederaufbau des Bundes in seiner »Zweiten Stunde« nach dem Zusammenbruch des ihm feindlichen Systems mit, und sie fanden so für sich im Bund auch ein Stück Heimat in der Fremde wieder. (Den Führer einer ober-schlesischen Gruppe sah ich allerdings nach dem Kriege als hohen kommunistischen Funktionär in Ostberlin wieder, der als Offizier in Rußland in Gefangenschaft geraten

und über das von den Sowjets »umgedrehte« Offizierskomitee, das sich den Sturz Hitlers und den Aufbau eines neuen sozialistischen Deutschlands zum Ziel gesetzt hatte, in leitende Position der sowjetzonalen Kulturverwaltung gelangt war.)

Obwohl also die Gruppenarbeit nach der Machtergreifung und dann mit neuen Hoffnungen nach dem irritierenden Reichskonkordat auch noch die nächsten Jahre – wenn auch zunehmend unter einem, von vielen schmerzlich empfundenen Verzicht auf manche Formen des bündischen Lebens – weiterging, so gab es doch schon 1934 in unserem Gau einen ersten schwerwiegenden (wie wir es damals empfanden) Eingriff von seiten der neuen Machthaber: Der für Pfingsten auf dem Annaberg geplante Gautag wurde unmittelbar vor seinem Beginn, als schon ein Teil der Jungen, die zum Annaberg zu wandern gedachten, unterwegs war, von der Gestapo verboten. Dieser Schlag traf uns recht unvorbereitet und machte uns zunächst auch ratlos. Wir sandten ein Telegramm an die Bundesleitung nach Köln zu P. Esch in der uns damals noch selbstverständlichen Erwartung, er könne auf kirchlichen Kanälen über zentrale Stellen eine Aufhebung des Verbotes erreichen. Daß weder er noch ein Bischof uns helfen konnte, haben wir damals noch mit ziemlicher Verwunderung zur Kenntnis genommen. Allerdings war unser Gautag auch keineswegs wie eine rein kirchliche Feier vorgesehen, sondern in den Formen, wie sie sich zunehmend schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik entwickelt hatten, mit einer Art von »Aufmarsch« mit großem Aufgebot von Bannern und Landsknechtstrommeln und einer »Kundgebung« im Fackelschein auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens am Annaberg. Trotzdem hatte dieses Verbot, das uns damals wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, etwas Merkwürdiges und Auffälliges (da ja im übrigen das bündische Leben danach noch eine ganze Zeit weitergehen konnte). Es hat auch weiter keine Folgen gehabt, auch für die verantwortlichen Organisatoren dieses Gautages und der zur Tarnung dann stattfindenden »Wallfahrt« nicht. (Allerdings fand noch Jahre später, wohl erst nach dem offiziellen Verbot des Bundes, in der elterlichen Wohnung eine Haussuchung statt, wobei man es insbesondere auf die ND-Unterlagen und -schriften, die sich in meinem Besitz befanden, abgesehen hatte.) Die Eilschreiben, mit denen die Gruppen vom Verbot des Gautages informiert und zugleich ganz unverblümt zum selben Termin und an denselben Ort zu einer »Wallfahrt« eingeladen wurden, und die dann entsprechend abrollenden Veranstaltungen blieben unbehindert.

Nachfolgend ein Erlebnisbericht, den ich auf Anforderung 1966 geschrieben habe und der dann in gekürzter Form auch erschienen ist, der noch einiges von der Atmosphäre dieser Tage spürbar macht:

Der verbotene Gautag

Als Hitler in Deutschland zur Macht kam, wurde ich Gau»graf« (denn »Führer« durften wir uns bald nicht mehr nennen) des Gaues Oberschlesien. Für Pfingsten 1934 bereiteten wir unseren jährlichen Gautag vor. Von den 600 Jungen im Gau erwarteten wir mindestens die Hälfte auf dem Annaberg, dem »heiligen Berg« Oberschlesiens. Auf ihm befand sich ein altes Wallfahrtsheiligtum. Von den Nationalsozialisten aber wurde er immer mehr zum nationalen Symbol der Kämpfe um Oberschlesien nach dem Ersten Weltkrieg gemacht.

Alles war in vollem Gange, die Feldküchen rollten schon an, da platzte plötzlich ein Schreiben mit dem Verbot des Gautages auf meinen Tisch. Damals, in den Anfängen des »Dritten Reiches«, hatten wir über die Macht und die Methoden der Gestapo und die Gefährlichkeit, sich mit ihr anzulegen, noch keine rechten Vorstellungen. Wir luden mit demselben Rundschreiben, mit dem wir den Gruppen das Verbot mitteilten, zu einer »Wallfahrt« auf dem Annaberg ein, um so den Gautag unter »rein religiöser Betätigung« zu tarnen. Allerdings, das wußte ich wohl, mußte ich die Gruppen dazu veranlassen, ohne alle äußeren Zeichen unseres Neudeutschtums zu erscheinen. Jene Zeichen bedeuteten uns damals viel, wir hingen an ihnen, wie etwa ein »verlorener Haufe« an seinen Feldzeichen hängen mag, die ihm in besseren Tagen vorangeleuchtet haben. Gerade weil man uns »auf die Sakristei« (wie man damals sagte) zurückdrängen wollte und wir uns nicht damit abfinden konnten, glaubten wir, jedes äußere Zeichen unserer gleichberechtigten Existenz auf den Straßen und Plätzen unserer Städte verteidigen zu müssen.

Sie sollten also auf den Annaberg kommen ohne Wimpel und Banner, ohne Landsknechtstrollern und Fanfaren, ohne Fahrtenhemden und ohne Schulterriemen. Ich habe das Bild noch heute deutlich vor mir: Ich komme in den großen Saal des Pilgerheims am Annaberg hinein (in das wir unsere Gautag-Wallfahrt verlegt hatten, da wir ja nicht zelten durften). Unter Wimpeln und Bannern eine brodelnde Masse von Fahrtenhemden, dazu ein in dem geschlossenen Raum ohrenbetäubender Lärm von Fanfaren und Trommeln. Zum Teil hatte unsere Nachricht die Gruppen und Fähnlein nicht mehr erreicht, weil sie schon »auf Fahrt« in Richtung Annaberg gewesen waren, zum Teil sahen sie es offenbar einfach nicht ein . . .

Nur mit Mühe konnte ich mir mit Hilfe einer Trillerpfeife und der in den Saal ausschwärmenden »Wallfahrts«-Scharwache überhaupt Gehör verschaffen und noch schwerer die Weisung durchsetzen, die Fahnen einzurollen, Trommeln und Fanfaren wegzuschaffen und wenigstens die Schulterriemen abzulegen; denn »Zivilhemden« hatten sie zum größten Teil überhaupt nicht dabei. Mit dem Schulterriemen hatte es damals noch seine besondere Bewandnis: Im Zuge der Zeit war das Tragen des ursprünglich militärischen Schulterriemens auch bei uns üblich geworden, obwohl er eigentlich gar nicht zu unserer »Kluft« gehörte (die zu dieser Zeit noch nicht verboten war). Bald jedoch reservierte die Hitlerjugend dieses Utensil als Zeichen der Wehrhaftigkeit und einer besonderen Stellung im Staat für sich. Stellenweise wurde der Schulterriemen unseren Jungen, wenn sie in Kluft auftraten, in aller Öffentlichkeit von den Schultern gerissen – was uns natürlich furchtbar ärgerte, weil solche Vorgänge uns unsere Macht- und Rechtlosigkeit gegenüber der »Staatsjugend« so recht zum Bewußtsein brachten.

Was jeden Augenblick geschehen konnte, wenn wir in diesem Stil verbotswidrig weitermachten, davon hatte ich schon eine gewisse Ahnung. Aber wie macht man nun zwei, drei Tage eine Wallfahrt mit solch einer Schar? An einem Tag jedenfalls, so hatten wir beschlossen, wollten wir den »großen Kreuzweg« gehen, wie ihn auf dem Annaberg die gläubigen Oberschlesier bei ihren Wallfahrten seit Jahrhunderten gegangen waren. Die 14 Stationen, auf und ab über den ganzen Berg verteilt, mit beträchtlichen Wegstrecken dazwischen, mit mehreren Predigten an bestimmten Stationen – ein Tagesunternehmen! So zogen wir denn an einem sonnenheißen Tag in gelockerten Scharen miteinander betend, singend oder schweigend über den Berg wie

auf einer »Fahrt« ganz eigener Art. Wir sangen tatsächlich nur »Kirchenlieder«, aber mit Vorzug doch solche, die unseren bedrängten Herzen Luft machten, auch wenn sie weniger zum Kreuzweg paßten, wie das in jenen Zeiten oft gesungene Michaelslied: »Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen . . .« Die geistlichen Führer, die mit uns waren, mußten ein ziemliches Predigtpensum erledigen. Wir lagerten uns um sie auf den Hängen ins Gras, wenn sie von der Passion des Herrn zu uns sprachen. Gegen Abend kehrten wir müde und staubig in das Pilgerheim zurück und saßen nachdenklich auf unseren Strohsäcken. Manchem wird vielleicht noch später in der Zeit der Bedrängnis, wenn erst wirkliche Leiden auf ihn zukamen, die Erinnerung gekommen sein an den großen Kreuzweg des Gaus Oberschlesien auf dem Annaberg, eines Gaus, der nicht nur durch Verbot im Dritten Reich schließlich aufgelöst wurde, sondern für den es auch nach dem Kriege kein Wiedererstehen mehr gab.

Aber wie schwer wurde es damals noch den fahrt- und lagergewohnten »Knappen« und »Rittern«, wirklich zu unauffälligen »Pilgern« zu werden – wie es in einem tieferen Sinne die kommenden Jahre dann doch von uns verlangten! Wir mußten auf das große Lagerfeuer zum Abschluß des Gautages verzichten, kamen dann aber doch wenigstens zu einer »Fackelfeier« im Innenhof der Wallfahrtskirche zusammen. Unser Gaukaplan – es war Studienrat Blaschke aus Patschkau – sah mich nachdenklich an, als ich ihn bat, bei dieser Schlußfeier zu uns zu sprechen über das Thema: »Nicht den Frieden zu bringen bin ich gekommen, sondern das Schwert!«

Gab es Bereitschaft, Ansätze, Verbindungen zum »Widerstand« in unseren Reihen? Trug der Bund wenigstens zur Stärkung der geistigen Widerstandskraft gegen die universale Gleichschaltung im Sinne des NS bei? – Wenn man »Widerstand« erst mit öffentlich erhobenem Protest gegen Ungerechtigkeit und Unrecht, gegen Diskriminierungen (etwa jüdischer Mitbürger), gegen verbrecherische Praktiken, erst mit der Wendung von der Verweigerung der Gleichschaltung zu aktiver Gegenwirkung mit dem Ziel der Beseitigung der nationalsozialistischen Herrschaft (unter Inkaufnahme aller Konsequenzen für die eigene Person – und das war eine Frage auf Leben und Tod!) gegeben sieht, dann ist mir aus unseren Reihen kein einschlägiger Fall bekannt. (Allerdings bekam man von all den »verbrecherischen Praktiken« in den ersten Jahren des Dritten Reiches doch recht wenig Kenntnis, und deren ganzes Ausmaß wurde den meisten von uns überhaupt erst nach dem Zusammenbruch bekannt – obwohl man andererseits schon mit dem Röhmputsch vom Juni 1934 hätte hellhörig oder noch hellhöriger werden können, zumal etwa die Ermordung von Erich Klausener, dem Leiter der Berliner »Katholischen Aktion«, uns natürlich betroffen gemacht hat.) Daß ein solcher Geist eigentlichen Widerstandes nicht wach wurde, hat seine Gründe wohl darin, daß in unseren Reihen allgemein das politische Bewußtsein doch zu wenig entwickelt war, daß wir zu staatsfromm erzogen und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit bereit waren, der als rechtmäßig angesehenen Obrigkeit zu folgen, daß auch von seiten der Kirche, die ja vor allem das im Konkordat für den Kernbereich der kirchlichen Tätigkeit und die Seelsorge Erreichte nicht zu gefährden trachtete, jene entscheidenden Anstöße, wie sie später etwa von den Predigten des Bischofs von Galen in Münster ausgingen, damals bei uns fehlten. Im übrigen suchte man sich vielfach auch dadurch zu salvieren, daß man zwischen »der Partei«, dem NS und seiner Weltanschauung, auf der einen Seite, und »Volk und Staat« auf der anderen Seite zu unterscheiden bereit war – obwohl vom NS selbst immer wieder gerade die Einheit

von Partei und Staat betont wurde (»Nicht der Staat befiehlt uns, sondern wir befehlen dem Staat!«). Auch wenn man mit dem NS nichts zu tun haben wollte, glaubte man doch, sich von den großen Anliegen des »Volkes« nicht distanzieren zu sollen, und fühlte sich verpflichtet, dem Staat zu geben, was des Staates ist. So rückten, als es zum Krieg kam, alle wehrpflichtigen NDer ein, sicher zwar ohne besondere Begeisterung (wie dies ja allgemein der Fall war), aber auch ohne auf den Gedanken zu kommen, den Kriegsdienst zu verweigern (was allerdings auch eine Frage auf Leben und Tod war). Und nicht wenige bemühten sich, gute Soldaten zu sein, und wurden z. T. auch tüchtige Offiziere (mit Walter Flex' »Wanderer zwischen beiden Welten« im Tornister!).

Wenn man aber schon die faktische Ablehnung der Anpassung an das gewünschte Normalverhalten, das ihr zugrunde liegende Streben nach Bewahrung der eigenen Identität und die Inkaufnahme damit verbundener Risiken und Nachteile (vor allem auch für das spätere berufliche Fortkommen) als erste Stufe des Widerstandes oder jedenfalls als oppositionelle Grundhaltung ansieht, dann war diese schon mit der Treue zum Bund und der weiteren Mitarbeit in den Gruppen, in dem (für viele damals schon nur noch schwer verständlichen) Schwimmen gegen den Strom gegeben. Schon damit wurde man von NS-Seite zu den (von Goebbels diffamierten) »Meckerern und Kritikastern« gezählt oder als »unzuverlässig« oder zumindest (wie es in der Beurteilung der Bünde der katholischen Jugend in einer Stadt, wohl wegen der geringen Zahl und ihrer im ganzen kaum ins Gewicht fallenden Wirksamkeit, hieß) als »harmlose distanzierte Kreise« eingeschätzt.

Es war nach der tief verwurzelten Katholizität der Oberschlesier vor allem auch der *Geist der Jugendbewegung*, der nicht wenige auch gegen den starken Zug der Zeit zum Bunde halten ließ. Das Streben nach einer Lebensgestaltung »in innerer Wahrhaftigkeit«, nach Ausprägung eines eigenständigen Jugendlebens (Gegensatzbewegung!) liefen der allgemeinen Tendenz zu Uniformierung und Gleichschaltung entgegen und hielten länger als in manchen Kreisen, auch katholischen Verbänden, Abwehrkräfte wach. (In der Anfangszeit des Dritten Reiches verließen, wie mir berichtet wird, in Gleiwitz NDer bei der Intonation des Horst-Wessel-Liedes noch die Aula. – Allerdings war man sich damals sicher auch noch nicht der Gefährlichkeit eines solchen Verhaltens voll bewußt. Die 1. Strophe des Horst-Wessel-Liedes war ja zusammen mit der 1. Strophe des Deutschlandliedes zur offiziellen Nationalhymne erklärt worden!) Jedoch übte die HJ, gerade als sie mehr und mehr auch bündische Lebensformen übernahm (mit ihren großen Möglichkeiten, jugendlicher Einsatzfreude, jugendlichem Betätigungsdrang Raum zu geben und Mittel zur Verfügung zu stellen, insbesondere in bestimmten Sonderformationen wie Spielmannszügen oder Laienspielgruppen), während der Bund sich immer mehr auf das »rein Religiöse« zurückzuziehen gezwungen war, auf besonders empfängliche »jugendbewegte« Gemüter eine gewisse, immer stärker werdende Anziehungskraft aus. Andererseits haben wir – solch gegenstrebige Tendenzen gab es damals – in der letzten Zeit vor dem Umbruch und in der ersten Zeit des Dritten Reiches das allzu romantisch-jugendbewegte Gehabe abzustreifen und in manchen Ausdrucksformen unseres Lebens uns auch dem Zug der Zeit anzupassen versucht: Die »Kluft« war uniformer geworden, man hatte »Rangabzeichen« eingeführt, betonte das »Führerprinzip« auch in unseren Gruppen und drang auf »Disziplin«. Wehrsportliche Geländespiele (die gar

»Kriegsspiele« hießen) wurden Mode, ja es wurde zeitweise, jedenfalls in Hindenburg, in den Gruppenstunden sogar auf dem Sportplatz drillmäßig exerziert.

Was aber den Geist des Nonkonformismus (den man allen, die in jenen Jahren im Bunde blieben, zumindest bescheinigen können wird) und den Zusammenhalt der Gruppen allen gegenstrebigenden Tendenzen und Auflösungsverlockungen der Zeit zum Trotz vor allem stärkte, das war sicher die Treue zur Kirche, die man damals als den in allen Stürmen unerschütterlichen Felsen, als das heimliche »Haus voll Glorie« erlebte (in dem man auch als der kleine »verlorene Haufen« – als was man sich in Staat und Gesellschaft zunehmend fühlen mußte, allerdings mit einem gewissen trotzigen Stolz und in »verschworener Gemeinschaft« auch bewußt fühlte – seinen Platz hatte). Man hielt zu den Bischöfen und – auch indem man sich ganz bewußt als »römisch-katholisch« bekannte – zum Papst. Von ihren Hirtenworten erwartete man Stärkung und Wegweisung. (Später wurden diese dann auch gedruckt oder hektographiert noch weiter in Umlauf gebracht.) Man fühlte sich als Teil dieser Kirche, war bereit, gerade auch in der Stunde der Bedrängnis, der Anfeindungen (»politischer Katholizismus«!) und der Herabsetzungen (Devisenprozesse, »Sittlichkeits«-prozesse gegen Priester und Ordensleute) zu ihr zu stehen und an ihrem Auftrag der Zeugenschaft für das Reich Gottes teilzunehmen. So nahm man jede Gelegenheit wahr, sich auch öffentlich zu ihr zu bekennen (etwa bei Prozessionen, Wallfahrten, feierlich ausgestalteten besonderen Kirchenfesten, die in Oberschlesien bei der starken, auch emotional tiefen Verwurzelung der Kirche im Volksleben mit großer Beteiligung, mit Entfaltung von liturgischer Pracht und mehr oder weniger religiösem Brauchtum – solange das noch eben möglich war – begangen wurden). In Hindenburg z. B. vertrieben wir – und auch das war bewußt als »Zeichen« der Präsenz und des Behauptungswillens gemeint – vor den Kirchentüren, wenn an Sonn- und Feiertagen die Kirchenbesucher aus den Portalen drängten, bis zu ihrem Verbot die dem Regime sehr mißliebige (vom Katholischen Jugendhaus herausgegebene) Wochenzeitung »Junge Front« (die später, da dieser Titel als nicht übereinstimmend mit der Beschränkung der katholischen Jugendarbeit auf den kirchlichen Innenraum übereinstimmend angesehen wurde und es überhaupt nur noch eine »Front« geben durfte, umbenannt werden mußte und dann – auch dies war, wenn auch weniger plakativ, programmatisch gemeint – »Michael« hieß). Nachteile, die die Treue und das Bekenntnis zur Kirche mit sich bringen konnten, nahm man in Kauf oder suchte ihnen, soweit es dazu die Freiräume in der Gesellschaft noch gab (etwa in den »freien Berufen«), auszuweichen und stellte sich von vornherein mit seiner Berufsplanung darauf ein. Gerade von den führenden Neudeutschen wählten damals nach dem Abitur eine unverhältnismäßig große Zahl auch die Theologie, nicht wenige zogen nach Mittelsteine in das Noviziat der Jesuiten (von dem mancher Jahrgang sich dann wie eine neudeutsche »Oberrunde« ausnahm). Manche aber wählten auch die Offizierslaufbahn, weil man in der Wehrmacht Möglichkeiten sah, ohne den nationalsozialistischen Göttern opfern zu müssen, Volk und Vaterland zu dienen (was man damals wie selbstverständlich noch als Wert betrachtete).

Im ganzen kann man sagen: Wir konnten und wollten – jedenfalls auf die große Zahl gesehen – uns nicht zum »Widerstand« rechnen (dessen Ziel letztlich immer Umsturz, Revolution sein wird). Aber in unseren Gruppen war etwas vom Geist jener lebendig, die entsprechend der in der Tradition des Christentums von seinen Anfän-

gen her vorgegebenen Norm für christliches Verhalten im Unrechtsstaat und einer ungerechten oder gar verbrecherischen Obrigkeit gegenüber *Zeugnis gegeben* haben (durch Nicht-Mitmachen, geduldige Hinnahme von Nachteilen oder auch Ertragen von »Schmach um Christi Namen willen«, durch offenes Bekenntnis und, wenn nötig, auch durch ein freimütiges Wort). Sicher, der äußersten Konsequenz dieser Bereitschaft zum »Zeugnis«, die seine Besiegelung auch durch den Einsatz des eigenen Lebens gefordert hätte, konnten sich nur wenige fähig halten. Aber als »Nachfolge Christi in der Passion, welche die Hoffnung auf die Osterherrlichkeit in sich schließt«, hatte 1936 ein Ostergruß des Jugendhauses Düsseldorf die Aufgabe der katholischen Jugend interpretiert. Und Bischof von Galen, der noch in einer seiner heftigsten Anklagereden gegen die nationalsozialistische Herrschaft betont hatte: »Wir Christen machen keine Revolution«, hat die Kirche, gerade auch in jener Zeit, »Kirche der Märtyrer« genannt – was sicher nicht als Zustandsbeschreibung, sondern als Leitbild gemeint war.

Föderalismus und Dezentralisation

Bemerkungen aus Anlaß der französischen Wahlen

Von Hans Maier

I.

Die Wahlen vom 16. März in Frankreich haben zu dem erwarteten Sieg der Opposition geführt. Der sozialistische Staatspräsident – seine Amtszeit dauert noch zwei Jahre – und die bürgerliche Mehrheit unter Jacques Chirac sind inzwischen das neuartige, jedoch nach der Verfassung mögliche Experiment der »cohabitation« eingegangen. Ob dieses Experiment gelingt oder mißlingt, ob es neue Strukturen schafft oder nur die politischen Kräfte für den kommenden Präsidentschaftswahlkampf in Stellung bringt, ist noch nicht abzusehen. Langfristig bedeutungsvoll ist die Tatsache, daß die Mitte-Rechts-Parteien in 20 von 22 der gleichzeitig gewählten Regionalparlamente die Mehrheit haben – die politischen Veränderungen prägen sich also an der regionalen Basis weit stärker aus als in den Institutionen des Zentralstaates.

Die Märzwahlen waren für Frankreich eine Premiere. Erstmals verfügt die Französische Republik nun über ein System direkt gewählter Regionalräte; erstmals sind die Regionen aus »établissements publics« zu echten Gebietskörperschaften geworden. Man überlegte in Frankreich seit Jahren, wie die gewählten Körperschaften mehr Gewicht gewinnen können gegenüber den Exekutivgewalten des Zentralstaats; die wirtschaftlichen Zuständigkeiten von Gemeinden, Département und Region wurden im Zuge der jüngsten Gesetzgebung erweitert; der Präfekt als Statthalter der Pariser Zentrale wurde zum Kommissär der Republik und gab einen Großteil seiner Exekutiv-